

Abiturprüfung 2006

DEUTSCH

als Leistungskursfach

Arbeitszeit: 300 Minuten

Der Prüfling hat **e i n e** Aufgabe seiner Wahl zu bearbeiten.

Als Hilfsmittel sind – auch im Hinblick auf Worterklärungen – folgende Wörterbücher zugelassen:

- Rechtschreibduden nach früherer Schreibung;
- Wörterbücher nach neuer Schreibung.

AUFGABE I

(Erschließung eines poetischen Textes)

Erschließen und interpretieren Sie das folgende Gedicht von Ingeborg Bachmann! Arbeiten Sie – auch mit Hilfe der beigefügten Texte A und B – literarische Bezüge heraus und untersuchen Sie die dabei erkennbar werdende Auseinandersetzung mit traditionellen Motiven!

Ingeborg Bachmann (1926-1973)

Früher Mittag (1952)

Still grünt die Linde im eröffneten Sommer,
weit aus den Städten gerückt, flirrt
der mattglänzende Tagmond. Schon ist Mittag,
schon regt sich im Brunnen der Strahl,
schon hebt sich unter den Scherben
des Märchenvogels geschundener Flügel,
und die vom Steinwurf entstellte Hand
sinkt ins erwachende Korn.

Wo Deutschlands Himmel die Erde schwärzt,
sucht sein enthaupteter Engel ein Grab für den Haß
und reicht dir die Schüssel des Herzens.

Eine Handvoll Schmerz verliert sich über den Hügel.

Sieben Jahre später
fällt es dir wieder ein,
am Brunnen vor dem Tore,
blick nicht zu tief hinein,
die Augen gehen dir über.

Sieben Jahre später,
in einem Totenhaus,
trinken die Henker von gestern
den goldenen Becher aus.
Die Augen täten dir sinken.

Schon ist Mittag, in der Asche
krümmt sich das Eisen, auf den Dorn
ist die Fahne gehißt, und auf den Felsen
uralten Traums bleibt fortan
der Adler geschmiedet.

Nur die Hoffnung kauert erblindet im Licht.

Lös ihr die Fessel, führ sie
die Halde herab, leg ihr
die Hand auf das Aug, daß sie
kein Schatten versengt!

Wo Deutschlands Erde den Himmel schwärzt,
sucht die Wolke nach Worten und füllt den Krater mit Schweigen,
eh sie der Sommer im schütterten Regen vernimmt.

Das Unsägliche geht, leise gesagt, übers Land:
schon ist Mittag.

Text A

Wilhelm Müller (1794-1827)

Der Lindenbaum

Am Brunnen vor dem Tore
Da steht ein Lindenbaum:
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.

Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort:
Es zog in Freud und Leide
Zu ihm mich immer fort.

[...]

Text B

Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832)

<Der König von Thule, aus: *Faust I*>

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab:

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vatersaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut,
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Flut.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer,
Die Augen täten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

(Fortsetzung nächste Seite)

AUFGABE II

(Erschließung eines poetischen Textes)

- a) Erschließen Sie den folgenden Szenenausschnitt, indem Sie Inhalt und Aufbau sowie die dramaturgischen und sprachlich-stilistischen Gestaltungsmittel untersuchen! Arbeiten Sie insbesondere den Konflikt heraus, in dem sich die Hauptfigur befindet!
- b) Zeigen Sie, ausgehend vom Verhalten Medeas in der vorliegenden Szene, an einem anderen literarischen Werk vergleichend auf, wie die Hauptfigur mit ihrer Leidenschaft umgeht! Berücksichtigen Sie dabei das erkennbar werdende Menschenbild!

Vorbemerkung:

Der vorliegende Ausschnitt stammt aus dem dritten Akt von Franz Grillparzers Drama „Die Argonauten“, dem zweiten Teil der Trilogie „Das goldene Vließ. Dramatisches Gedicht in drei Abteilungen“. Grillparzer behandelt in seinem Werk den Medea-Stoff der antiken Mythologie. Im ersten Teil „Der Gastfreund“ verletzt Aietes, König der Kolcher, das heilige Gebot der Gastfreundschaft, indem er den Griechen Phryxus gefangen nehmen und wegen des Vlieses, des Fells eines Zeus geopfert goldenen Widders, ermorden lässt. Der sterbende Phryxus verflucht daraufhin das Vlies und alle seine zukünftigen Besitzer. In den „Argonauten“, dem zweiten Teil der Trilogie, werden Jason und seine Gefährten ausgesandt, um das goldene Vlies für die Griechen zurückzuholen. Jason, der Anführer, verliebt sich nach der Ankunft bei den Kolchern in Medea, die Tochter des Aietes und der Zauberin Hekate, und auch sie zeigt sich durch die Begegnung aufgewühlt. Aietes will nun mit Hilfe Medeas die Griechen überlisten und Jason mit einem Trank vergiften. Als Medea in Jason den sie faszinierenden Fremdling erkennt, warnt sie ihn zum Entsetzen ihres Vaters vor dem Giftbecher und rettet ihm damit das Leben. Danach erklärt Jason Medea ungestüm seine Liebe. Wieder allein wird sie von ihrem Vater Aietes und ihrem Bruder Absyrtus aufgesucht. Hier setzt der folgende Gesprächsausschnitt ein.

Franz Grillparzer (1791-1872)

Die Argonauten (1821)

AIETES. Wo ist sie? – Hier! Verräterin
Wagst du's zu stehn deines Vaters Blick?

MEDEA (*ihm entgegen*).

Nicht zu Worten ist's jetzt Zeit, zu Taten!

- 5 AIETES. Das sagst du mir nach dem was geschehn,
Jetzt, da das Schwert noch bloß in meiner Hand?

(Fortsetzung nächste Seite)

MEDEA. Nichts weiter von Vergleich, von Unterredung
Von gütlichen Vertrags fruchtlosem Versuch.
Bewaffne die Krieger, versammle die Deinen
10 Und jetzt auf sie hin, hin auf die Fremden
Eh sie's vermuten, eh sie sich fassen.
Hinaus mit ihnen, hinaus aus deinem Land
Rettend entführe sie ihr schnelles Schiff
Oder der Tod ihnen allen – allen!

- 15 AIETES. Wahnst du mich zu täuschen, Betrügerin?
Wenn du sie hassest, was warfst du den Becher,
Der mir sie liefern sollte, Jason liefern sollte,
Jason – sieh mir ins Antlitz. Du wendest dich ab?

- MEDEA. Was liegt dir an meiner Beschämung,
20 Rat bedarfst du, ich g e b e dir Rat.
Noch einmal also, verjag' sie die Fremden
Stoß sie hinaus aus den Marken des Reichs
Der grauende Morgen, der kommende Tag
Sehe sie nicht mehr in Kolchis' Umfang.

- 25 AIETES. Du machst mich irre an dir, Medea.
MEDEA. War ich es lange nicht, lange nicht selbst?
AIETES. So wünschst du daß ich vertreibe die Fremden?
MEDEA. Flehend, knieend bitt' ich dich drum.
AIETES. Alle?

- 30 MEDEA. Alle!
AIETES. Alle?
MEDEA. Frage mich nicht!
AIETES. Nun wohl! denn ich waffne die Freunde!
Du gehst mit!

- 35 MEDEA. Ich?
AIETES. Seltsame, du!
Sieh ich weiß, nicht den Pfeil nur vom Bogen,
Schleuderst den Speer auch, die mächtige Lanze,
Schwingest das Schwert in kräftiger Hand.
40 Komm mit, wir verjagen die Feinde!

MEDEA. Nimmermehr!

AIETES. Nicht?

MEDEA. Mich sende zurück

- In das Innre des Landes Vater,
45 Tief, wo nur Wälder und dunkles Geklüft,
Wo kein Aug hindringt, kein Ohr, keine Stimme,
Wo nur die Einsamkeit und ich.
Dort will ich für dich zu den Göttern rufen
Um Beistand für dich, um Kraft, um Sieg.
50 Beten Vater, doch kämpfen nicht.

(Fortsetzung nächste Seite)

Wenn die Feinde verjagt, wenn kein Frevler mehr hier,
 Dann komm' ich zurück und bleibe bei dir
 Und pflege dein Alter sorglich und treu
 Bis der Tod herankommt, der freundliche Gott
 55 Und leise beschwichtigend, den Finger am Mund,
 Auf seinem Kissen von Staub und Moos
 Die Gedanken schlafen heißt und ruhn die Wünsche.
 AIETES. Du willst nicht mit und ich soll dir glauben?
 Ungeratene zittre! – Jason?
 60 MEDEA. Was fragst du mich wenn du's weißt.
 Oder willst du's hören aus meinem Mund
 Was ich bis jetzt mir selber verbarg,
 Ich mir verbarg? die Götter mir bargen.
 Laß dich nicht stören die flammende Glut,
 65 Die mir, ich fühl' es die Wangen bedeckt,
 Du willst es hören und ich sag' es dir.
 Ich kann nicht im Trüben ahnen und zagen
 Klar muß es sein um Medea, klar!
 Man sagt – und ich fühle es ist so! –
 70 Es gibt ein Etwas in des Menschen Wesen,
 Das, unabhängig von des Eigners Willen,
 Anzieht und abstößt mit blinder Gewalt;
 Wie vom Blitz zum Metall, vom Magnet zum Eisen,
 Besteht ein Zug, ein geheimnisvoller Zug
 75 Vom Menschen zum Menschen, von Brust zu Brust.
 Da ist nicht Reiz, nicht Anmut, nicht Tugend nicht Recht
 Was knüpft und losknüpft die zaub'rischen Fäden,
 Unsichtbar geht der Neigung Zauberbrücke
 So viel sie betraten hat keiner sie gesehn!
 80 Gefallen muß dir was dir gefällt
 So weit ist's Zwang, rohe Naturkraft:
 Doch steht's nicht bei dir die Neigung zu r u f e n
 Der Neigung zu f o l g e n steht bei dir,
 Da beginnt des Wollens sonniges Reich
 85 Und ich will nicht
 (Mit aufgehobener Hand.) Medea will n i c h t!
 Als ich ihn sah, zum erstenmale sah,
 Da fühl't ich stocken das Blut in meinen Adern,
 Aus seinem Aug, seiner Hand, seinen Lippen
 90 Gingen sprühende Funken über mich aus
 Und flammend loderte auf mein Innres.
 Doch verhehlt' ich's mir selbst. Erst als er's aussprach,
 Aussprach in der Wut seines tollen Beginns,
 Daß er liebe – –

(Fortsetzung nächste Seite)

Schöner Name
 95 Für eine fluchenswerte Sache! – –
 Da ward mir's klar und d a r n a c h will ich handeln.
 Aber verlange nicht, daß ich ihm begegne,
 Laß mich ihn fliehn – Schwach ist der Mensch
 100 Auch der stärkste, schwach!
 Wenn ich ihn sehe drehn sich die Sinne
 Dumpfes Bangen überschleicht Haupt und Busen
 Und ich bin nicht mehr, die ich bin.
 Vertreib ihn, verjag' ihn, töt' ihn,
 105 Ja, weicht er nicht, töt' ihn Vater
 Den Toten will ich s c h a u n, wenn auch mit Tränen schaun
 Den Lebenden nicht.
 AIETES. Medea!
 MEDEA. Was beschließt du?
 110 AIETES (indem er ihre Hand nimmt).
 Du bist ein wackres Mädchen!
 ABSYRTUS (ihre andre Hand nehmend). Arme Schwester!
 MEDEA. Was beschließt du?
 AIETES. Wohl, du sollst zurück.
 115 MEDEA. Dank! tausend Dank! Und nun ans Werk mein Vater!
 AIETES. Absyrtus wähl' aus den Tapfern des Heers
 Und geleite die Schwester nach der Felsenkluft –
 Weißt du? – wo wir's aufbewahrten – das goldne Vließ!
 MEDEA. Dorthin? Nein!
 120 AIETES. Warum nicht?
 MEDEA. Nimmermehr!
 Dorthin, an den Ort unsers Frevels?
 Rache strahlet das schimmernde Vließ.
 So oft ich's versuch' in die Zukunft zu schauen
 125 Flammt's vor mir wie ein blut'ger Komet,
 Droht mir Unheil, findet's mich dort!
 AIETES. Törin! Kein sichrerer Ort im ganzen Lande
 Auch bedarf ich dein, zu hüten den Schatz
 Mit deinen Künsten, deinen Sprüchen,
 130 Dorthin oder mit mir!
 MEDEA. Es sei, ich gehorche!
 Aber einen Weg sende mich, wo kein Feind uns trifft.
 AIETES. Zwei Wege sind. Einer nah am Lager des Feindes
 Der andre rau und beschwerlich, wenig betreten,
 135 Über die Brücke führt er am Strom, den nimm Absyrtus!
 Nun geht! – Hier der Schlüssel zum Falltor
 Das zur Klufft führt! Nimm ihn, Medea.
 MEDEA. Ich? Dem Bruder gib ihn!

(Fortsetzung nächste Seite)

AIETES. Dir!
 140 MEDEA. Vater!
 AIETES. Nimm ihn, sag' ich und reize mich nicht
 Deiner törichten Grillen bin ich satt.
 MEDEA. Nun wohl ich nehme!
 AIETES. Lebe wohl!
 145 MEDEA. Vater!
 AIETES. Was?
 (*Medea wirft sich lautschluchzend in seine Arme.*)
 AIETES (*weicher*). Törichtes Mädchen!
 (*Er küßt sie.*) Leb' wohl mein Kind.
 150 MEDEA. Vater auf Wieder- Wiedersehn
 Auf baldiges, frohes Wiedersehn!
 AIETES. Nun ja, auf frohes Wiedersehn.
 (*Sie mit der Hand von sich entfernend.*) Nun geh!
 MEDEA (*die Augen mit der Hand verhüllend*). Leb' wohl!
 155 (*Ab mit Absyrtus.*)
 (*Aietes bleibt nach dem Abgehen der Medea einige Augenblicke mit
 gesenktem Haupt hinbrütend stehen. Plötzlich rafft er sich auf, blickt einige
 Male rasch um sich her und geht schnell ab.*)

AUFGABE III

(Erschließung eines poetischen Textes)

- Erschließen Sie die beiden Fassungen des Anfangs der Erzählung *Brigitta* hinsichtlich Inhalt, Aufbau und sprachlicher Gestaltung und berücksichtigen Sie dabei besonders die Erzählhaltung!
- Interpretieren Sie ausgehend von Ihren Ergebnissen die Veränderungen in der zweiten Fassung und berücksichtigen Sie dabei auch den literaturgeschichtlichen Hintergrund der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts!

Adalbert Stifter (1805-1868)

Brigitta

1. Fassung (1843)

Wenn wir in einem jener Bücher lesen, in denen die menschliche Seele beschrieben wird, so ist alles klar, die Kräfte sind gesondert, die Verrichtungen fertig, und die Sache liegt vor uns; seh'n wir dann aber in die Seele selber, so ist es wieder dunkel, magische Dinge geschehen, als stünde in jenem Buche noch nicht das Rechte, wir ahnen endlose Gebiete, dann blitzt es oft auf, als läge hinter denen erst noch recht ein seltsames Land, und sofort, daß das Herz sich vor sich selber fürchten möchte – wer weiß, wie weit es geht; eine gelegentliche That, ein glücklicher Blick der Wissenschaft zuckt zuweilen den Schleier weg, aber das Ahnen ist dann schauerlicher, als das Wissen – man denke nur an die
 5 zwei merkwürdigen, unbestreitbaren Thatsachen: Der Geisterfurcht und des Somnambulismus¹. Wie tief mag der Abgrund erst noch sein, blos an seinem Rande hat die Wissenschaft ein Kerzlein angezündet, und wir sehen diese zwei isolirten Steinchen glänzen, tiefer ist Finsterniß, vielleicht Ewigkeit –
 10 – und wie wunderbar nur die Seele mit ihren Dienern zusammenhängt, den Sinnen, die den festen beschränkten Bau der Welt in ihre Unendlichkeit hereintragen müssen? warum sieht sie heute mit den Sehnerven durch Luft und Glas, morgen mit denen der Herzgrube durch Mauern und Berge? Fließt ihr dann die Außenwelt nicht mehr mit der Woge des Lichtes zu, sondern mit einer andern, etwa mit der Elektrizität, oder mit noch feinem unbekannten
 15 Weltgeistern? – Und wie zahllos, mannigfaltig, unbegreiflich müssen erst jene Fäden und Brücken sein, die zwischen Geist und Geist gespannt sind, Niemand hat sie gesehen und gezählt, und dennoch sind sie da, und mehr, als die Zahl der Sterne am Firmamente – auf ihnen geht die fremde Seele zu der unsern herüber,

¹ Somnambulismus: Schlafwandeln.

(Fortsetzung nächste Seite)

liebt sie, haßt sie, umhüllt sie, schmeichelt ihr, zieht sie uns aus dem Leibe, und nimmt sie zu sich hinüber – – unbegreiflich, unausstaunbar sind wir oft gekettet an ein anderes, lechzen nach ihm, verspritzen unser Blut für ihn – und wissen nicht warum. Oft wußten zwei noch gar nicht ihr gegenseitig Dasein auf dem Erdball, und sie suchten sich schon; zwei andere, ehe sie kaum noch das Weiß ihrer Augen erblickt haben, hassen sich schon – – ein unerforschlicher Engel der Tugend und Schönheit fliegt durch das menschliche Geschlecht, und läßt auf einzelne das Licht der Verklärung fallen, wir verehren sie dann: aber warum sind es uns so sanfte Silberfäden, die dieser Engel von Herzen zu Herzen spannt, oder sind sie die einzigen, auf denen Seelen wandern? nein; denn ehe ich Zeit habe, sie an andern zu entdecken, warum ist es, daß mich sein Lächeln schon entzückt, daß, wenn er geht, emporschaut, den Arm hebt – sanfte Freude durch mein Herz wallt? – wenn er sinnt, ich weiß es, daß er jetzt an mich denkt, daß er sich sehnt – ich zittere, weil ich weiß, daß er zittert – – ja durch das Antlitz des Häßlichen fliegt mir oft eine schauerliche innere Schönheit, daß ich gegen ihn gerissen werde, indeß mir der Schönste kalt und leer bleibt! – und noch andere magischere Fäden müssen millionenfach durch die Reiche der Seelen laufen. Die Mutter weiß es, daß jetzt ihr ferner Sohn stirbt, und umgekehrt, der Traum malt dem Sohne den Schatten der Mutter an die Wand in der Secunde, als sie zu Hause den letzten Athemzug thut – der Krieger ist des ganzen Tages vorher traurig, wenn ihn Abends die Todeskugel treffen soll – die Frau, ehe sie noch weiß, daß sie gesegnet ist, sieht Tag und Nacht ein süßes Kindeslächeln in der Luft – der eine sagt seinen Todestag voraus, und siehe, er trifft ein, der andere, als ihn alle Ärzte aufgegeben, wußte mit Bestimmtheit, daß er jetzt nicht sterbe, und er lebt heute noch – oder wie kommt es, daß der Kranke, der wochenlang die schmerzeststellten, verzogensten Züge wies, jetzt auf einmal mit einem Engelslächeln auf der Todtenbahre liegt? was muß mit ihm vorgegangen sein, das er nicht mehr erzählen konnte? – – wir wollen nicht weiter grübeln – o es ist ein Abgrund, in dem Gott und die Geister wandeln – die Seele in Momenten der Verzückung antizipirt ihn oft, die Poesie in kindlicher Unbewußtheit lüftet ihn zuweilen, aber die Wissenschaft mit ihrem Hammer und Richtscheite steht noch weit von ihm ab – oder hat sie uns erst nur das leiseste Getriebe von dem Räderwerke der einfachsten Thierseele aufgedeckt, oder nur das einer Pflanze? – sie hat es nicht. Sie besieht und beschreibt den Körper, das Wesen liegt noch in heiliger Finsterniß, wie am ersten Schöpfungstage, und wer weiß, ob uns nicht erst nach und nach im Jenseits oder im Jenseits des Jenseits die Siegel von den Dingen abfließen werden?

Wir wollen hier abbrechen, und eine Begebenheit erzählen, die uns zu all den obigen Bemerkungen führte, eine Begebenheit, die sich einmal auf dem Gute eines alten Majors zugetragen, und einen so sonderbaren und seltsamen Eindruck auf mich gemacht hatte, daß ich sie gar nicht mehr vergessen konnte.

2. Fassung (1847)

Es gibt oft Dinge und Beziehungen in dem menschlichen Leben, die uns nicht sogleich klar sind, und deren Grund wir nicht in Schnelligkeit hervor zu ziehen vermögen. Sie wirken dann meistens mit einem gewissen schönen und sanften Reize des Geheimnißvollen auf unsere Seele. In dem Angesichte eines Häßlichen ist für uns oft eine innere Schönheit, die wir nicht auf der Stelle von seinem Werthe herzuleiten vermögen, während uns oft die Züge eines andern kalt und leer sind, von denen alle sagen, daß sie die größte Schönheit besitzen. Eben so fühlen wir uns manchmal zu einem hingezogen, den wir eigentlich gar nicht kennen, es gefallen uns seine Bewegungen, es gefällt uns seine Art, wir trauern, wenn er uns verlassen hat, und haben eine gewisse Sehnsucht, ja eine Liebe zu ihm, wenn wir oft noch in späteren Jahren seiner gedenken: während wir mit einem Andern, dessen Werth in vielen Thaten vor uns liegt, nicht ins Reine kommen können, wenn wir auch Jahre lang mit ihm umgegangen sind. Daß zuletzt sittliche Gründe vorhanden sind, die das Herz heraus fühlt, ist kein Zweifel, allein wir können sie nicht immer mit der Wage des Bewußtseins und der Rechnung hervor heben, und anschauen. Die Seelenkunde hat manches beleuchtet und erklärt, aber vieles ist ihr dunkel und in großer Entfernung geblieben. Wir glauben daher, daß es nicht zu viel ist, wenn wir sagen, es sei für uns noch ein heiterer unermeßlicher Abgrund, in dem Gott und die Geister wandeln. Die Seele in Augenblicken der Entzückung überfliegt ihn oft, die Dichtkunst in kindlicher Unbewußtheit lüftet ihn zuweilen; aber die Wissenschaft mit ihrem Hammer und Richtscheite steht häufig erst an dem Rande, und mag in vielen Fällen noch gar nicht einmal Hand angelegt haben. Zu diesen Bemerkungen bin ich durch eine Begebenheit veranlaßt worden, die ich einmal in sehr jungen Jahren auf dem Gute eines alten Majors erlebte, da ich noch eine sehr große Wanderlust hatte, die mich bald hier bald dort ein Stück in die Welt hinein trieb, weil ich noch weiß Gott was zu erleben und zu erforschen verhoffte.

AUFGABE IV (Erörterung)

„Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.“ (Johann Wolfgang von Goethe, *Faust I*)

Zeigen Sie an drei literarischen Werken unterschiedliche Erscheinungsformen des Bösen auf und legen Sie dar, wie die Existenz des Bösen erklärt wird und welche Bedeutung ihm in der dargestellten Welt zukommt!

AUFGABE V (Erörterung)

„Liebe Abiturienten, viel halte ich nicht von Euch. Und beneide Euch auch nicht. Wenn ich nach einem Schlagwort suchen müsste, um Eure Generation auf einen Nenner zu bringen, würde ich Euch Konformisten schimpfen.“ (Raoul Schrott¹)

Bestimmen und erklären Sie im Anschluss an eine sorgfältige Definition des Begriffs ‚Konformismus‘ Phänomene, auf die sich Schrotts Vorwurf stützen könnte! Untersuchen Sie unter Berücksichtigung Ihrer Ergebnisse die Bedeutung nonkonformistischer Einstellungen und Verhaltensweisen und formulieren Sie abschließend Ihren eigenen Standpunkt zu Schrotts Kritik!

¹ Der Schriftsteller Raoul Schrott hielt 2004 die „Rede an die Abiturienten des Jahrgangs“, die im Saarland seit einigen Jahren von bekannten Autoren vor ausgewählten Schülern gehalten wird. Schrotts Ausführungen begannen mit der oben zitierten Passage.

AUFGABE VI

(Erörterung anhand eines Textes)

- a) Erarbeiten Sie die Argumentationsstruktur des folgenden Textes von Hans Magnus Enzensberger und klären Sie die Position des Autors! Berücksichtigen Sie dabei auch auffällige sprachlich-stilistische Merkmale!
- b) Erörtern Sie ausgehend von Ihren Ergebnissen, welche Konsequenzen für den Umgang mit Wissen aus den Veränderungen der Informationsverarbeitung zu ziehen sind!

Vorbemerkung:

Der folgende Text ist ein Auszug aus dem Essay „Das digitale Evangelium. Propheten, Nutznießer und Verächter“ von Hans Magnus Enzensberger, erschienen 2002 in seinem Buch „Die Elixire der Wissenschaften“. Enzensberger veröffentlicht neben poetischen Texten auch regelmäßig Essays.

Hans Magnus Enzensberger (geb. 1929)

Gewinn- und Verlustrechnung (2002)

Die Frage, wie die Versprechungen des digitalen Kapitalismus¹ einzuschätzen sind, ist heikel genug, und wer sich auf sie einläßt, riskiert in jedem Fall, sich zu blamieren, gleichgültig, wie seine Antwort ausfällt.

- Die Unsicherheit beginnt schon dort, wo es sich um rein ökonomische Kalküle handelt. In den Vereinigten Staaten wird seit längerer Zeit ein lebhafter Streit darüber geführt, ob die Umwälzungen in der Informationstechnologie tatsächlich zu den hohen Produktivitätsgewinnen geführt haben, von denen ihre Propheten schwärmen. Klar ist, daß manche der unmittelbar beteiligten Branchen riesige Zuwachsraten verzeichnen können. Weniger eindeutig sind die Resultate für die amerikanische Wirtschaft insgesamt. Enormen Investitionen stehen keineswegs immer entsprechende Effizienzgewinne und Erträge gegenüber. In vielen Fällen handelt es sich um Wechsel, die auf die Zukunft gezogen werden. Entscheiden läßt sich die Frage kaum ohne Berechnungen, die so verwickelt und vieldeutig sind, daß man ebensowohl aus dem Kaffeesatz lesen könnte.

¹ *Versprechungen des digitalen Kapitalismus*: Im vorangehenden Abschnitt wird die These vertreten, dass die hohen Erwartungen an das Internet vor allem von den wirtschaftlichen Nutznießern dieses Mediums geschürt werden.

(Fortsetzung nächste Seite)

- Die Alltagserfahrung rechtfertigt jedenfalls eine gewisse Skepsis. Jeder kennt die Rede vom papierlosen Büro, und jeder weiß, daß die neuen Techniken ganz im Gegenteil zu einer beispiellosen Verschwendung dieses kostbaren Materials geführt haben. Simple Buchungsvorgänge, die computergestützt abgewickelt werden, pflegen sich um Wochen zu verzögern, und sobald in Banken, Reisebüros oder Versicherungen der Zentralrechner streikt, steht das Personal hilflos vor dem dunklen Bildschirm. Wer versucht, eine sogenannte Hotline anzurufen, kann sich auf penetrante Computerstimmen und lange Warteschleifen gefaßt machen und wird mit pestilenzialischem Musikmüll gepeinigt. Was die Anfälligkeit der digitalen Technik angeht, so bot das 2000-Problem eine bemerkenswerte Kostprobe. Hunderte von Milliarden hat es gekostet, der Borniertheit von Programmierern zu begegnen, die nicht in der Lage waren, ein paar Jahrzehnte vor auszudenken.

- Auch was den Abbau von Hierarchien angeht, sind Zweifel angebracht. Daß es in dieser Hinsicht meist bei bloßen Sonntagsreden bleibt, ist freilich der Technik nicht anzulasten. Es liegt eher am Beharrungsvermögen der Platzhirsche, die ökonomische Gesichtspunkte immer nur dann gelten lassen, wenn es darum geht, andere »abzuwickeln«.

- Auch die intellektuelle Potenz der digitalen Medien erlaubt nur sehr vorläufige Einschätzungen, und auch hier dürfte das Urteil zwiespältig ausfallen. Jeder Herrlichkeit, die sie zu bieten haben, entspricht ein fataler Verlust. Das fängt schon bei den landläufigen Selbstbeschreibungen an. »Kommunikation ist alles«, heißt es, und überall stolpert man über Bezeichnungen wie »Wissens-« oder »Informationsgesellschaft«, die aus gutem Grund offenlassen, wovon die Rede ist: von Erkenntnis? von Werbung? von bloßen Daten? von Blabla? All diese Begriffe sind schwach auf der Brust. Natürlich kann man behaupten, Information lasse sich nach der Shannonschen Theorie definieren als die Entropie einer Größe, die sich in n Ereignissen mit den Wahrscheinlichkeiten p_1, \dots, p_n realisiert², aber mit dem, was wir suchen, wenn wir etwas wissen wollen, hat diese Bestimmung weiß Gott nichts zu tun.

- Die Verwechslung von bloßen Daten mit sinnvoller Information bringt seltsame Chimären hervor. Ein relativ harmloses Beispiel ist das Lexikon. Man kann mit gutem Grund behaupten, daß die Enzyklopädien je neuer, desto reichhaltiger und unbrauchbarer sind. Das liegt daran, daß die Kenntnisse, die sie bieten, immer weiter in immer kleinere Lemmata aufgespalten werden, bis die Einträge zu wenigen Bits geschrumpft sind. An die Stelle des Zusammenhanges tritt das *link*, das per Mausklick zu einer endlosen Suche nach dem Kontext einlädt. Im Vergleich dazu sind alte Lexika, wie die *Encyclopædia Britannica* von 1911, Wunderwerke an Erklärungskraft. Man findet dort, zum Beispiel unter den Stichworten *Electricity*, *Song* oder *Anarchism*, lange und konzise Abhandlungen von erstklassigen Fachleuten, die auf dem Stand des damaligen Wissens alle

² *Shannonschen Theorie ... realisiert*: Der Mathematiker Shannon entwickelte 1948 eine Formel, um den Informationsgehalt einer Zeichenmenge zu berechnen.

(Fortsetzung nächste Seite)

gewünschten Auskünfte geben. Die neuen Medien haben dagegen nur Datenschutt und Splitter anzubieten.

Ebenso problematisch ist die schiere Menge an Material, die im Netz greifbar ist – einmal vorausgesetzt, daß es sich um brauchbare Information handelt –, angesichts des unvorstellbar großen elektronischen Schrotthaufens eine kühne Unterstellung. Natürlich ist auch die vielbeklagte Informationsflut nichts Neues. Den meisten von uns steht schon längst nicht mehr zuwenig, sondern zuviel Input zur Verfügung. Als einzig mögliche Gegenwehr bietet sich eine Ökologie der Vermeidung an, die schon in der Grundschule trainiert werden sollte. Natürlich haben auch die Netzbetreiber das Problem erkannt und immer differenziertere Suchmaschinen entwickelt. Davon gibt es inzwischen so viele, daß man Meta-Suchmaschinen braucht, um den richtigen Filter zu finden. Das alles ändert nichts an der Tatsache, daß die Evolution uns mit einem Apparat ausgestattet hat, der schwer zu übertreffen ist: Die beste Suchmaschine ist nach wie vor das Gehirn.

Ein weiterer Angelpunkt ist der allgemeine, unbeschränkte Zugang zum Netz, zweifellos einer seiner größten Vorzüge. Doch auch er ist mit gravierenden Nachteilen erkaufte. Das Internet hat den Begriff des Originals, der schon durch frühere Medien stark beschädigt war, endgültig liquidiert. Wer der Autor einer e-Mail oder einer Web-Botschaft ist, läßt sich schwerlich ausmachen. Aber mit dem Autor schwindet auch die Autorität. Nicht nur kann jedermann publizieren, jeder kann theoretisch auch in den Text des andern eingreifen, ihn kopieren, ergänzen, umschreiben, plagieren und fälschen. Paßwörter und Zugangsbeschränkungen lassen sich, wie die Praxis zeigt, mit denselben Methoden überwinden, auf denen sie beruhen.

Auch ein weiterer Vorzug des Rechnernetzes, seine unbeschränkte Speicherkapazität, hat seine Schattenseiten. Das rasante Innovationstempo hat nämlich zur Folge, daß die Halbwertszeit der Speichermedien sinkt. Die National Archives in Washington sind nicht mehr in der Lage, elektronische Aufzeichnungen aus den sechziger und siebziger Jahren zu lesen. Die Geräte, die dazu nötig wären, sind längst ausgestorben. Spezialisten, die die Daten auf aktuelle Formate konvertieren könnten, sind rar und teuer, so daß der größte Teil des Materials als verloren gelten muß. Offenbar verfügen die neuen Medien nur über ein technisch begrenztes Kurzzeitgedächtnis. Die kulturellen Implikationen dieser Tatsache sind bisher noch gar nicht erkannt worden. Vermutlich läuft das Ganze darauf hinaus, daß wir uns immer mehr immer weniger lange merken können.